

Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 39 (1987)
Heft: 6

Rubrik: Medien aktuell

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Regula Riss

Romeo und Julia hätten nie geheiratet

Zur 20teiligen «Ehesexualität» von Klaus Heer

Klaus Heer, Berner Paartherapeut, verspricht «20 geballte Ladungen» mit seiner Radio-Sendung über eheliche Sexualität. Von Anfang Jahr bis zum 21. Mai, jeden Donnerstagabend 22 Minuten Aufklärung, Analyse und Reflexion über das, was im schweizerischen Ehebett stattfindet, oder eben nicht. Die Sendezeit ist gut gewählt, die Kinder sollten im Bett sein und die Paare sich anschicken, ins Bett zu steigen und zu vollziehen oder eben zu unterlassen, worum es in dieser Sendung geht. Heers Absicht ist lobenswert, denn nur schon zu wissen, dass man im ehelichen Alltag mit den sexuellen Schwierigkeiten nicht alleine ist, dürfte für viele Paare eine Erleichterung sein. «Zwei bis dreimal wöchentlich, zu beider Seiten voller Befriedigung», so heisst der Mythos, und Heer deckt auf, dass dem nicht so ist.

Der Aufbau der Sendung ist einfach: Zwei Sprecher, Regula Willi und Christoph Thomann, beide ebenfalls erfahrene Paartherapeuten, improvisieren in jeder Folge nach Stichworten des Autors den Dialog eines Paares, das sich über seine unterschiedlichen sexuellen Wünsche und Bedürfnisse streitet. Dazwischen kommentiert und analysiert Heer, formuliert seine Gedanken zu diesem Thema. Auf Ratschläge verzichtet er, das hat er vor 11 Jahren gemacht, und mit seinen Übungsanweisungen die Paare überfordert. Damals ging es zum Beispiel darum, sich nackt auf den Teppich zu legen und sich gegenseitig zu streicheln. Heute drehe sich nicht mehr alles nur um den Bauch, Denken sei wieder erlaubt. Heer trifft eine Auswahl, spricht über das, was ihm besonders am Herzen liegt, am Schluss jeder Sendung fasst er seine Gedankengänge zusammen.

Es besteht kein Zweifel darüber, dass die Ehe nicht mehr ist, was sie bis vor ungefähr 100 Jahren noch war: nämlich eine vorwiegend zweckorientierte Gemeinschaft, in der Gefühle zugunsten der Produktion und Reproduktion in den Hintergrund traten. Die emotionalen Beziehungen zwischen Mann und Frau gewannen an Gewicht und sind heute bestimmendes Element für den Zusammenhalt der Ehe beziehungsweise der Familie. Somit hat auch die Sexualität an Bedeutung gewonnen, sie ist zu einem zentralen Element der ehelichen Gemeinschaft geworden. Sexualität dient nicht mehr in erster Linie der Fortpflanzung und damit der Arterhaltung, sie soll Lust bringen. Heer spricht in diesem Zusammenhang von der «Heiligen Dreifaltigkeit Liebe-Sex-Ehe», von einem «kompakten Mythos» und vergleicht ihn skeptisch mit dem Bermudadreieck, in dem Schiffe verschwinden.

Auf Grund der gesellschaftlichen Veränderung hat in der durchschnittlichen, konventionellen Ehe und Familie vor allem die Frau an Bedeutung verloren. Die Sorge für das häusliche Wohl und die Erziehung der Kinder füllen sie nicht mehr aus, es bleibt eine Leere.

Heer respektive das fiktive Paar in der Sendung tönt dieses Problem immer wieder an: Der Mann bringt das Geld nach Hause, die Frau sorgt für häusliche Gemütlichkeit. Er hat ihr alle Küchenmaschinen gekauft, die Kinder sind tagsüber in der Schule. Sie hat Zeit, zuviel Zeit zum «Studieren». Sie denkt über sich und ihre Beziehung zum Partner nach, und das kompliziert (für den Mann) die eheliche Gemeinschaft. Die beiden haben sich gern, und trotzdem will es mit der Sexualität nicht klappen. Am Anfang war Begehren und Lust, die beiden waren verliebt, und das war auch der Grund für die Heirat. Es muss die illusionäre Hoffnung gewesen sein, das Zusammenleben auf die Dauer, die Ehe, liesse sich mit intensiver und lustvoller Sexualität (und zwar pausenlos und immer) verbinden. Doch die grosse Hoffnung schrumpft. Mit Heers Worten desillusionierend ausgedrückt: Die Ehe diene (auch) dazu, die «sexuelle Versorgung» zu sichern.

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage nach Nähe und Distanz. Jedes Individuum hat Wünsche in der einen, aber auch in der anderen Richtung, und die Bilanz sollte stimmen. Das Bedürfnis nach Nähe ist in der Kleinfamilie der heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse zur Genüge gesichert: Die Paare essen und wohnen zusammen, verbringen den grössten Teil der Freizeit miteinander und ziehen gemeinsam die Kinder auf. Das Bedürfnis nach Distanz und Autonomie kommt meist zu kurz. Hier bietet sich die Sexualität

als mögliches Mittel zur Wahrung der eigenen Autonomie an: Interessellosigkeit schützt auch vor dem Übergriff des Partners auf die eigene Person. Und dieses Schutzes bedarf die (Haus-)Frau und Mutter mehr als der Mann. Er kann sich durch seine Berufstätigkeit eher das Selbstwertgefühl und die notwendige Abgrenzung erhalten als sie.

Die Verweigerung der Hingabe an den Mann, wie sie in der Sendung dargestellt wird, bedeutet also auch den Wunsch nach Autonomie. Was der Ehemann in der Sendung als «natürlichste» Sache der Welt empfindet, ein «Dessert» nach dem harten Berufsalltag, ist für die Frau eine zielgerichtete und rücksichtslose «In-Besitznahme». Damit macht sie kompliziert, was für ihn so einfach wäre.

Männer und Frauen werden durch die unterschiedliche Sozialisation der beiden Geschlechter schon früh auf diese Rollen vorbereitet. Frauen sind nach wie vor für Gefühle, Wahrnehmung des Innenlebens, Gestaltung der Beziehungen und so weiter zuständig. Sie sind die Empfangenden, während die Männer eher den aggressiven, besitzergreifenden Anteil repräsentieren. Sexualität ist häufig ein Vehikel männlicher Dominanz und Grossartigkeit, gegen die sich Frauen mit Berechtigung wehren.

Das Paar in der Sendung entspricht also nicht nur einem Klischee. Der Konflikt, den es auszutragen versucht, entspricht einer gesellschaftlichen Realität und macht die gesellschaftlich bedingte Polarisierung zwischen männlichem und weiblichem Sexualverhalten sichtbar.

Als Zuhörer ist man versucht, die Frau als Opfer und den Mann als Täter zu sehen. Er ist im Unrecht, gibt ihr nicht, was sie braucht: Zärtlichkeit, Zeit,

Sinnlichkeit, Wahrnehmung der ganzen Person. Aber: Täter und Opfer haben miteinander etwas zu tun, die eine Position bedingt die andere. Die Frau, im ehelichen Alltag das «Opfer», wird in der Auseinandersetzung über Sexualität zum «Täter». Sie greift an, verweigert sich, schlägt verbal zu.

Heer betont denn auch in der ersten Sendung, dass er Partei für die Frau ergreife und auf ihrer Seite stehe. «Aber es wäre doch gar einfach», so schränkt er ein, «die Männer als primitive Lustmolche und die Frauen als ihre hilflosen Opfer» anzusehen. Selbstverständlich ist die Sexualmisere eine Sache, die beide betrifft, aber: «Der Mann muss hören, wie er seine Frau unter Druck setzt, und sie, dass sie sich längst daran gewöhnt hat.» Heer spricht vom klassischen Kampfplatz: «Der Mann pocht auf sein Zutrittsrecht, und sie klemmt».

In der ersten Sendung hat Heer geäußert, dass «sein Paar» ein «Traumpaar» sei, weil die beiden aussprechen, was andere nur denken. Dies sei so, weil es sich eben nicht um ein «richtiges», sondern um ein «synthetisches» Paar handle. Vielleicht ist das der Grund, weshalb man bereits nach sechs Sendungen die Stimmen der beiden nicht mehr hören mag und Mühe bekommt mit dem gleichmässigen und ebenförmigen «Gekeife» der beiden. Die Positionen sind nach drei Sendungen zur Genüge bekannt, in der Folge wiederholen sich die beiden mit immer gleichen oder ähnlichen Sätzen. Neues kommt nicht dazu. Mann und Frau halten sich auf gleichbleibender Distanz, klammern sich durch die Auseinandersetzung aneinander fest, und schieben gleichzeitig eben dieses Gespräch über Sexualität zwischen sich, um den eigenen Standpunkt (das Gefühl der Ab-

grenzung vom Gegenüber) zu wahren. Die Spielszenen sind ein Destillat all dessen, was die Therapeuten in ihrer Praxis mit Paaren erleben. Sie sprechen offenbar keinen Satz aus, den sie in ihrer Arbeit mit Paaren nicht schon x-mal gehört haben. Aber eben: Sie spielen *ein* Paar, und damit stellen sie auch nur einen möglichen Versuch der Konfliktbewältigung dar. Es wäre ihm schon längst todlänglich in seiner Praxis, meinte ein Zürcher Sexualtherapeut zu diesem Aspekt, wenn sich die Konflikte so einseitig darstellen würden.

Ähnlich ergeht es dem Zuhörer. Auch wenn sich die Grundprobleme der Sexualität in der Ehe gleichen, so ergeben sich doch die verschiedensten Formen der Auseinandersetzung und der Lösungsversuche: Es gibt Paare, die durch Aussenbeziehungen oder Seitensprünge ihre sexuellen Schwierigkeiten zu lösen versuchen, andere leben getrennt, wieder andere ziehen Hilfsmittel wie Sexbücher oder Filme bei und so weiter. Dazu kommt, dass sich das eheliche Sexualleben in verschiedenen Altersstufen und Lebensphasen ganz anders darstellt: Ein Paar mit einem Kleinkind hat nicht dieselben Probleme wie ein Paar mit schulpflichtigen Kindern. Und wie lebt sich die Sexualität bei einem alternden Paar? Wie in einer Ehe, in der die Partner berufstätig sind, oder bei Konkubinatspaaren?

Mit der Einengung auf eine Ausgangslage schränkt Heer die Verbindlichkeit seiner Serie massiv ein. Allzu vielen Paaren wird es leicht gelingen, abwehrend auf Distanz zu gehen: «So wie das Radiopaar sind wir nicht.»

Das Spielpaar ist die eine Ebene, Heers Überlegungen zwischen den Spielsequenzen



Dass Lust in der Ehe nicht zum Frust wird, ist eines der Themen in Klaus Heers Radio-Sendereihe (Liv Ullman und Erland Josephson in Ingmar Bergmans «Szenen einer Ehe»).

eine andere. Er kommentiert kaum die Szenen des Paares, sondern lässt seinen Gedanken «freien Lauf». Dabei verzichtet er bewusst auf systematische Ausgewogenheit, dafür spricht er über die Bereiche, die ihm aus seiner langen Berufserfahrung besonders am Herzen liegen. Zwei Aspekte betont er besonders. Er möchte dem Zuhörer Hinweise darauf geben, was in der Ehe nicht möglich ist, weil «Sexualität und Sexualität in der Ehe zwei verschiedene Dinge

sind, so verschieden wie Apfel und Birne». Dann möchte er auch darauf aufmerksam machen, wie man sich das «vermasselt», was in der Ehe noch möglich wäre. Also eine Aufforderung zu mehr Bescheidenheit, zu einer notwendigen Einschränkung der eigenen Wünsche und Phantasien. Aber wo denn die Möglichkeiten in der Ehesexualität liegen, da bleibt Heer (zumindest im ersten Drittel der Sendereihe) vage. Dabei wird aber auch ein Grundverhalten Heers klar: Er verzichtet auf Ratschläge, stellt dar, «wie es ist» und was er sich dazu denkt. Er vermeidet den «Psychojargon», ja er verurteilt ihn gar, weil diese Art, über die Dinge zu sprechen, nicht weiterhelfe. Lieber nicht reden, als mit pseudo-

psychologischem Wissen einander Konfliktunfähigkeit und ähnliches vorzuwerfen. In diesem Punkt kann man ihm beipflichten. Ein weiteres Anliegen Heers ist eine offene Sprache: Er betont immer wieder, dass er die sexuellen Dinge beim Namen nennen will.

Als die Sendereihe entstand, konnte Heer nicht wissen, dass ihn die Aidskampagne in bezug auf die Versprachlichung sexueller Praktiken überholen würde. Jetzt wird in Radio und Fernsehen über Anal- und Oralverkehr, von Scheidenflüssigkeit und Samenenerguss gesprochen, als ob es sich um eine Ware handle. In Heers Sendung ist die Überwindung beim Gebrauch des sexuellen Vokabulars noch deutlich spürbar. Aber davon bekommen

wir keine «roten Ohren» mehr, und diesbezüglich ist die Sendung auch keine «gebaltete Ladung». Allerdings bildet die Reihe ein notwendiges Gegengewicht zum jetzigen Stand der Aidsdiskussion in der Öffentlichkeit: Was gegenwärtig im Zusammenhang mit dieser Krankheit im Vordergrund steht, sind medizinisch-technische Aspekte zur Verhinderung einer Seuche. Sexualität und vor allem Erotik haben in dieser genital-technischen Diskussion keinen Platz, der emotionale Anteil kommt in jeder Beziehung zu kurz. Es ist wohlthuend, dass Heer in seiner Reihe über diesen wohl wichtigsten Anteil menschlicher Sexualität spricht.

«Geballt» ist Heers Bemühung um eine bildhafte Sprache. In der ersten Sendung ist man als Hörer angenehm überrascht: Da werden einem keine mit Fremdwörtern gespickten Theorien an den Kopf geworfen. Da scheut sich eine anerkannte Autorität nicht, Geschichten oder Märchen als Verdeutlichung oder Vergleich beizuziehen. Aber bald wird hörbar, dass Heer die Dinge auch nicht wirklich benennt: Er reiht Bild an Bild, nimmt Metaphern und Stabreime zu Hilfe, dort, wo er sich ganz einfach ausdrücken könnte: Er spricht von «heiligen Kühen» in den Köpfen der Leute, zieht die «strahlenden Königskinder» bei und möchte die Sexualität nicht «mies und madig» machen. Es liessen sich der Beispiele viele aufzählen. Den Ehepaaren sagt Heer, dass sie die romantischen Vorstellungen «entrümpeln» sollen, weil der Mythos eigene Formen von Zusammenleben und Zusammenschlafen verhindere. In seinen Kommentaren driftet er in Romantismen ab, die es dem Zuhörer zum Teil schwer machen, den Bezug zum Thema herzustellen: «Romeo und Julia hätten nie geheiratet.»

Heers Phantasie ist unerschöpflich, er äussert seine Gedanken zuweilen in beinahe pastoralem Tonfall. Ein Gegenüber hat keinen Platz in seiner Sendung. Dabei würde er mehr überzeugen, wenn er seine Überlegungen und Anregungen mit einem Gesprächspartner, oder noch sinnvoller: mit einer Gesprächspartnerin, diskutieren würde. Damit wäre ihm aber die beinahe «göttliche» Position des Wissenden genommen.

In welche Höhen sich Heer begibt, zeigt sich in der Geschichte von «Hans im Glück», die er am Ende der ersten Folge erzählt: Hans besass am Anfang (sprich am Anfang der Ehe) einen Klumpen Gold, und am Schluss der Geschichte stand er mit leeren Händen da. «Und er dankte dem Lieben Gott, dass er ihn vom schweren Stein befreit hatte, der ihm doch nur hinderlich gewesen war.» Heer stellt in Aussicht, uns von dem «schweren Klotz an unserer Sexualität» zu befreien, der uns «doch nur hinderlich» ist. Er verspricht sogar, in seiner Sendung aufzeigen, was *wir* mit unseren leeren Händen anfangen könnten. Gerade das blieb er bisher aber schuldig.

Schade, zuerst verleidet einem das Spielpaar, dann führt Heer in seinem verstiegenen Alleingang und der penetrant bildhaften Sprache seinen eigenen Anspruch ad absurdum. Andere Stimmen, andere Ausdrucksweisen und auch verschiedene Zugänge zur Problematik hätten Heers Reihe lebendiger, glaubhafter und aussagekräftiger gemacht. ■

Regula Riss: Sozialpädagogin in Zürich. Ihre Besprechung stützt sich auf die Untersuchung der ersten sechs Folgen.

Hans Rudolf Hilty

Die Visionen von Bruder Klaus

Zu einem TV-Feature im Fernsehen DRS

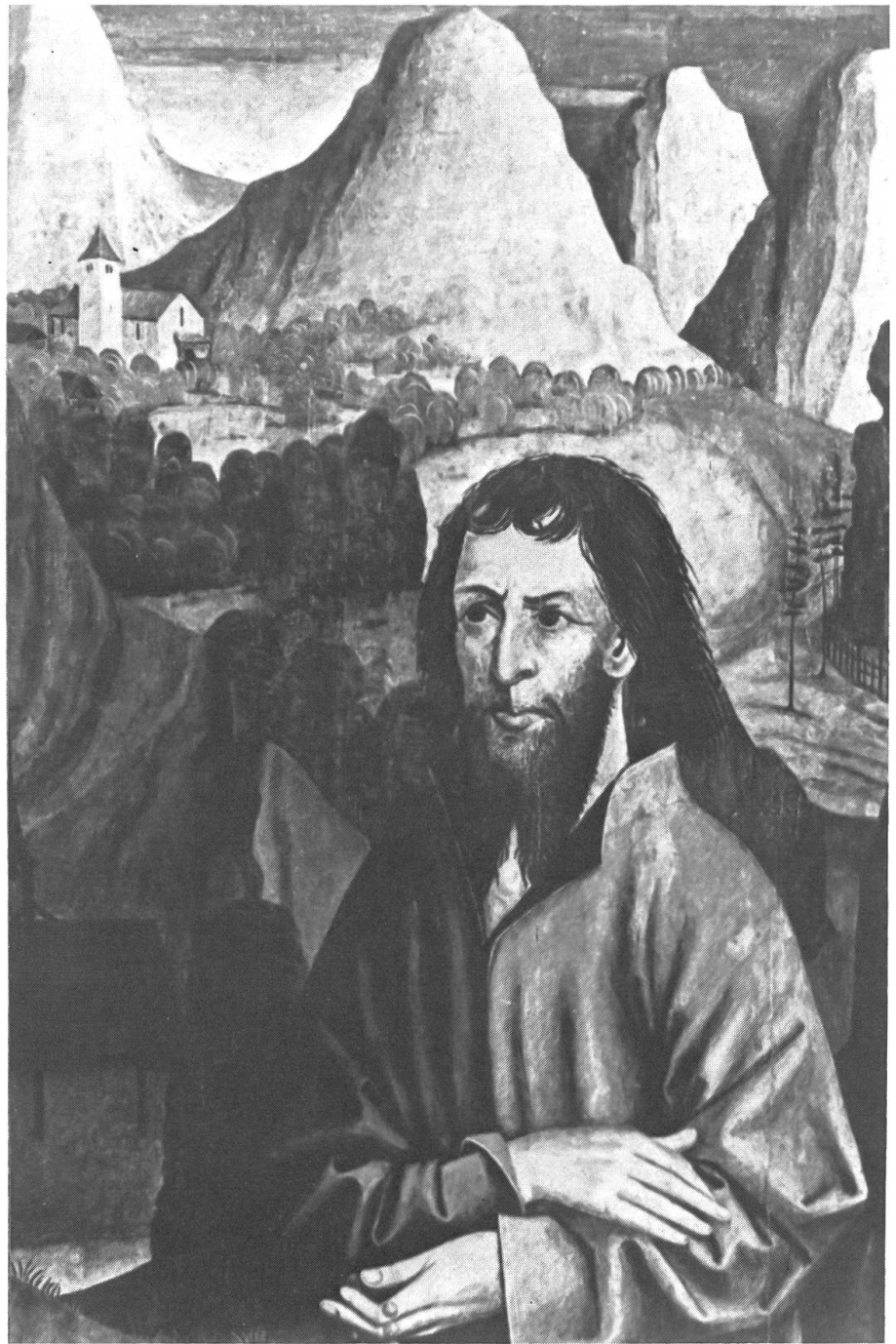
Man könnte natürlich sagen, das Deutschschweizer Fernsehen habe es sich allzu leicht gemacht, indem es zum 500. Todestag von Bruder Klaus einfach eine vom Tessiner Fernsehen (TSI) produzierte Sendung übernehme (der «meditative Dokumentarfilm» wird vom Fernsehen DRS übrigens einen Tag früher ausgestrahlt als von der TSI). Augenfällige Schwächen können so ja leicht auf die Kollegen im Tessin abgeschoben werden.

Andrerseits hat der Film von Guido Ferrari auch einen rühmenswerten Ansatz: Er besteht zur Hauptsache aus einem nachdenklichen Kommentar der C. G. Jung-Schülerin Marie-Louise von Franz zu Leben und Visionen des Eremiten. Und dieser Ansatz wird vielen Zuschauern eher einen Weg zur Welt des spätmittelalterlichen Rätselmenschen Niklaus von Flüe aufzutun, als wenn die historisch und theologisch kontroversen Einzelfragen oder gar ein Spektrum der bisherigen Interpretationen und Deutungen ausgebreitet würden. Marie-Louise von Franz kommentiert ruhig, wissend und doch spontan, das heisst: ohne sich selber in Kontroversen einzulassen. Selbst über so heiss umstrittene Fragen wie das «Wunderfasten» oder die Wirkungen von Bruder Klaus auf die Tagsatzung von Stans geht sie mit einleuchtenden, nie oberflächlichen Bemerkungen kurz hinweg (Den Tagherren, die in Stans versammelt waren, habe nicht der inhaltliche Ratsschlag, sondern die charismati-

sche Persönlichkeit und die durch das Einsiedlerleben erwiesene Glaubwürdigkeit von Bruder Klaus Eindruck gemacht.), und zu Zeugnissen lebender Menschen über Heilwirkungen des Heiligen sagt sie, dazu könne sie eigentlich nichts sagen. Also kein Disput über Bruder Klaus, sondern eine Annäherung, die mindestens streckenweise den Menschen von heute wirklich «Lichter aufsetzen» kann.

Von den Schwächen des Films ist gleichwohl zu reden. Wo historische Szenen – und vor allem, wo die Person von Bruder Klaus auf dem Bildschirm erscheint – kommt ein Element schlechten Laientheaters mit ins Spiel; es ist zum Beispiel schlechtes, nicht gutes Laientheater, wenn man einen Eremiten nicht normal gehen, sondern nur gravitatisch schreiten lässt. Und wenn der Darsteller dann noch eine Erleuchtung (oder einen Anruf Gottes) im Mienenspiel ausdrücken soll, wird's schlimm. Dass Wiesen und Wälder von penetrant «heilem» Grün sind (und der Himmel blau wie auf einem Prospekt für «Ferienparadiese»), macht nicht nur einen falschen Eindruck; das widerspricht auch einigen guten Äusserungen von Marie-Louise von Franz über den zeit- und kulturgeschichtlichen Hintergrund.

Am meisten stört mich der undifferenzierte Umgang mit dem Begriff «Vision». Episoden aus dem geistigen Leben des Eremiten, die nach seinem Tod im Sachsler Kirchenbuch gesammelt wurden (mit der erklärten Absicht, Materialien für eine Heiligsprechung festzuhalten); Äusserungen zu Besuchern (denen gegenüber Bruder Klaus jedoch meist wortkarg war und die denn auch auf Gemunkel im Dorf angewiesen waren); die eigentlichen Visionen, deren «beste» (aber nicht in jedem Detail



unverderbte) Fassung man erst 1928 im Wesemlinkloster von Luzern auffand, von denen jedoch immer schon Partikel bekannt waren – das wird alles gleichmässig nebeneinander gestellt und gleichmässig interpretiert. Dafür glaubt Frau von Franz, von einer bestimmten Chronologie der Visionen auszugehen zu können. Ich meine nicht, eine solche Fernsehendung sollte in textkritischer Art die Qualität der verschiedenen Überlieferungen abklopfen.

Das älteste Bildnis von Bruder Klaus, Teil eines 1492 gemalten Flügelaltars für die Kirche von Sachseln.

Aber ich meine, das Unerhörte der am sichersten überlieferten Visionen, ihr ganz eigenes Gleichgewicht von Staunen und Erschrecken, auch ihre Demut werden so nicht nachvollziehbar.

«Ein Mensch brach den Schlaf um Gottes und der Men-

schen Leiden willen ...» beginnen einige dieser Visionen, und was da geschaut wird, kann eben nicht gewissermassen dadurch verscheucht werden, dass der Darsteller die Hand von den Augen nimmt, oder durch Blue-Box-Effekte. Durch die mangelhafte bildliche Umsetzung stossen auch oft nachdenkenswerte Aussagen der Interpretin ins Leere – ja, man müsste wohl sagen: ins Unernst.

Dass Frau von Franz in der Deutung von Bildern weitausgreifende kulturgeschichtliche Parallelen erwähnt (bis zu den Mayas, bis zu Schamanen), finde ich erhellend; erhellend auch alles, was sie über die Bedeutung des Emotionalen im menschlichen Bewusstsein sagt, über innere Harmonie usw. Nicht am Platz finde ich den Begriff der Depression, um die Zäsur im Leben von Niklaus von Flüe zu bezeichnen; man braucht doch nicht depressiv zu sein, um über Finanz- und Bestechungsskandale (damals der Mötteli- und der Koller-Handel) zu erschrecken. Und vor allem: Religion (die Rückbindung der Existenz an Gott) ist doch nicht eine Sache der Depressiven.

Abgesehen von einigen solchen Anklängen an ein unangemessenes Psychiater-Chinesisches ist aber der Kommentar von Marie-Louise von Franz geistig anregend – anregend zum Denken und Meditieren. Dabei gehört es in meinen Augen auch zu den Qualitäten dieser (mit Mängeln behafteten) Sendung, dass sie ruhig und geduldig ist, dass sie sich und dem Zuschauer Zeit lässt. ■

Zum 500. Todestag des Niklaus von Flüe

Zu Sendungen an Radio und Fernsehen DRS

Am 21. März sind es 500 Jahre her, seit Niklaus von Flüe gestorben ist. Dieser Bauer und Einsiedler, vom Volk liebevoll «Bruder Klaus» genannt, spielt in der Geschichte unseres Landes eine bedeutsame Rolle als Friedensstifter. Seit dem 16. Jahrhundert berufen sich Christen aller Konfessionen auf ihn, und er darf mit Recht als «ökumenischer Heiliger» angesprochen werden. Bruder Klaus hat im 15. Jahrhundert, einer ähnlich gewalttätigen und oberflächlichen Zeit wie der unsrigen, dem Volk versiegte Quellen neu erschlossen. Als tiefblickender Mensch verstand er es, Gottes Willen aus den Zeichen seiner Zeit heraus zu lesen. So öffnet er auch uns Wege zur Erneuerung des persönlichen Lebens und der politischen Kultur. Unzählige Menschen holten Rat beim «früntlichen» und «lütseligen» Einsiedler, und für die Eidgenossen wurde er eine moralische Instanz, mahndendes Gewissen in aufgewühlter Zeit.

Samstag, 21. März, 9.00 Uhr, DRS 2

Live-Übertragung des Gedengottesdienstes zum 500. Todestag von Niklaus von Flüe aus der Pfarr- und Wallfahrtskirche Sachseln. Als Erstaufführung erklingt die Komposition «Ad Missam in honorem Nicolai de Flüe» des Zürcher Komponisten Hans Ulrich Lehmann. Zu diesem instrumentalen Proprium für Flöten, Violoncelli und Orgel werden Teile aus dem 1488 entstandenen Bruder-Klausen-Offizium Heinrich von Gundelfingens gesungen.

Samstag, 21. März, 14.25 Uhr, Fernsehen DRS

«Die Visionen des Niklaus von Flüe», kommentiert durch die Tiefenpsychologin und Jung-Schülerin Marie-Louise von Franz. Fernsehfeature (1987) von Guido Ferrari (vgl. nebenstehende Besprechung von H. R. Hilty).

Sonntag, 22. März, 08.15 Uhr, DRS 1

Ein Stern am Himmel (1). Niklaus von Flüe – Ein Lebensbild von Max Bolliger (Kinderclub).

Sonntag, 22. März, 08.30 Uhr, DRS 2

Meditieren für den Frieden? Ein Beitrag von Lorenz Marti in «Besinnung am Sonntag».

Montag, 23. März, 10.00 Uhr, DRS 2

Bruder Klaus in Gesellschaft und Politik. Vortrag von Othmar Keel.

Mittwoch, 25. März, 20.35 Uhr, DRS 2

Dramatische Legende «Niklaus von Flüe». Oratorium von Arthur Honegger, in einer Aufnahme des Gemischten Chors Brig und des Berner Sinfonieorchesters unter der Leitung von Gregor Müller (1965).

Sonntag, 29. März, 08.15 Uhr, DRS 1

Ein Stern am Himmel (2). Geschichten rund um Bruder Klaus von Max Bolliger (Kinderclub).

Sonntag, 12. April, 23.05 Uhr, Fernsehen DRS

Fernsehbearbeitung der Dramatischen Legende «Niklaus von Flüe» durch Werner Düggelein. Musik Arthur Honegger, szenische Neufassung Hansjörg Schneider.